

(Nachdruck verboten.)

42]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Die lauten und verworrenen Stimmen der Nacht klangen nun zusammen zu einer ätherklaren, stillen und doch wunderbar starken Melodie, zu einem unnenmbaren Hochgefühl voll Zuberficht, Ruhe und Kraft, das von ihm ausströmte und ihm entgegenströmte aus den stummen Steinhalden und dem saufenden Wind, aus dem feurigen Glühen der Nadeln und Zinnen und den in der Ferne wie neue Erdkugeln gewölbten Schneebergen, deren violettes Leuchten sich in geheimnisvolle Dämmerungen verlor. Weite Räume umspannte in diesem Augenblick sein Geist, verknüpfte das Gegenwärtige mit längst Vergangenen, und es war ein Glück ohnegleichen, als er empfand, wie dasselbe Gefühl, das ihn einst durch die lärmvollen Straßen Berlins getragen hatte, auch hier seine Seele wie auf Fittichen erhob.

Es war finster geworden. Ueber einer zerrissenen Felswand funkelte der große Abendstern. Da hastete in großen Sprüngen jemand den schmalen Steig hinunter. Einer der Führer schrie ihn verwundert an, er schrie eine kurze Antwort zurück. Wolf fragte, was denn los wäre, worauf der Führer lakonisch verfezte:

„Abgestürzt soll einer sein.“

Als sie das Herrenzimmer des Schlernhauses betraten, waren dort im dicken Qualm der Pfeifen und Zigarren alle um einen Herrn versammelt, der über den Abgestürzten Auskunft zu geben schien. Doch nahmen sie sich zu näheren Erkundigungen nicht Zeit, sondern sahen sich erst nach einem Nachtlager um. Später, während sie Toilette machten, kam einer der Führer herein und sagte, der Abgestürzte war ein budlicher Gelehrter, ein Ausländer. Sie dachten sogleich an ihren Freund aus Schweden und ließen sich vom Wirt die Leiche zeigen. Diese lag in einem kleinen Zimmer auf einer Matratze, beleuchtet von einer glodenlosen, grellen Petroleumlampe. Nur wenig hoben sie das weiße Laken auf und erkannten trotz der großen Wunde das scharfkantige Gesicht sofort. Der Wirt erzählte, daß der Fremde oft zu den Mahlzeiten hergekommen sei, auch einige Male hier geschlafen habe. An diesem Nachmittag hatte ein Hirte ihn in den Felsen des Jungschlerns aufgefunden, noch lebend hatte man ihn hierher transportiert, wo er aber bald gestorben war.

Sie teilten dem Wirt mit, was sie wußten, und erfuhren, daß der Hüftenwart Geld und Papiere des Toten an sich genommen habe und für alles Nötige sorgen würde.

Wolf war schweigend hinausgegangen. Vergeblich suchte Grabaus ihn in den Räumen der Hütte, bis er ihn dann draußen auf einem Steinhaufen sitzen sah, wo er gedankenverloren in die schwarzen Gründe hinabstarrte.

Nach einer Weile betrat Grabaus noch einmal das Zimmer, in dem die Leiche lag. Ein schwerer Geruch von Schweiß und Blut erfüllte den Raum. Doch stärker als das war ein feiner, süßer, durchdringender Duft, den er gleich anfangs wahrgenommen hatte. Mit grauenhafter Neugierde hob er das Laken auf, aber so schrecklich starrten die schielenden, halb geschlossenen Augen des Toten ihn an, daß er das Gesicht schnell wieder zudeckte. Während er sich grübelnd umsah, nahm er vom Boden ein kleines, grünes Pflänzchen auf, mit unscheinbaren weißen Blüten. Er roch daran, der Duft war so stark, als könnte man ihn nie wieder los werden. Und plötzlich — er wußte nicht warum? — fand er einen Zusammenhang zwischen sich und dem Toten.

Zwei Tage später langten die Freunde in der Kölner Hütte an und stiegen dort zum Karerpaß hinunter.

„So, döb wär die letzten Quellen. Wenns dem gnä' Herr gefällt, könnten wir hier raschten,“ sagte der lange Alois zu Grabaus.

Da alle zustimmten, wurden die Rucksäcke abgeworfen, und man lagerte sich um den kleinen Quell, der von einem Holzröhrchen aufgefangen, umwuchert von saftiger Brunnenresse und blühendem Moos, aus dem Felsinnern hervorrieselte. Verwildert, ausgedörrt, sonnverbrannt, mit zitternden Sehnen

und Nerven von der anstrengenden Kletterei über Grate und Platten waren die beiden Freunde, noch rollte ihr Blut fieberhaft erregt, gesteigert waren ihre Empfindungen, und ihren Gedanken gaben sie einen urwüchsigeren Ausdruck als sonst.

Die Führer hatten die Reste des Proviantes zusammengelegt und meinten, die mühten die Herren doch mitnehmen.

„S, macht's nur gar,“ erwiderte Wolf, worauf sie die großen Fleischscheiben auf ihre Nidmesser aufspießten und Schinken, Speck, Butter und Brot mit gleichem Appetit verschlangen. Dabei wurden ihre Gesichter um so ernster und ehrbarer, je besser es ihnen schmeckte.

„Ist das ne Hitze hier unten,“ stöhnte Grabaus, der lang ausgestreckt zu den jähen Gängen des Latemar hinauffarrte. „Müssen wir wirklich ins Tal hinunter? Zu der Menschenbagage?“ fragte er, unmutig gestimmt durch die Aussicht, noch eine Nacht im Karersee-Hotel verweilen zu müssen.

„Na, höre, Menschenbagage! Da unten sind sehr nette Menschen!“ meinte Wolf beziehungsweise.

„Aber oben is halt lustiger!“

„Können Sie mir nicht irgendwo in 'ner Senne eine Stellung als Geisbub verschaffen, Sie Alois?“

„D mei, das hielten der Herr net aus, 'n ganzen Tag mit dem Vieh dischkurieren. Die sein für'n Herrn Doktor doch zu dumm.“

„Ach, mit Berg und Himmel würde ich diskurieren — die sind nicht zu dumm,“ erwiderte Grabaus.

Er schaute ins Tal hinab mit umbüftertem Blick und warf sich dann zurück ins Gras, wo über seinen Augen der tiefe Himmel blaute.

Herausgerissen aus aller menschlichen Gemeinschaft fühlte er sich, ein mächtiges Sehnen trieb ihn hinauf, zurück in die Einsamkeit — die starren Felsen um sich und nachts den Sternenhimmel über sich, allein mit ihr, und alles, was sonst noch Mensch hieß, tief, tief unter sich.

Nach einer Weile aber mußte er mit Erstaunen bemerken, was für seltsame Veranstaltungen Wolf betrieb. Zuerst hatte er mächtige Grasbüschel ausgerissen und sich die Schuhe blank gerieben. Dann wusch er sich an der Quelle mindestens dreimal die Hände, wozu er sogar Seife benutzte. Darauf bürstete, kämmte und striegelte er sich. Aber damit noch nicht genug, band er sogar noch Kragen und Krawatte um.

„Was treibst denn Du für Blödsinn?“ fragte Grabaus.

„Na, man muß sich doch etwas anständig machen, da man wieder unter Menschen kommt.“

„Muß man?“

Nachdem Wolf sich genügend herausgeputzt hatte, drehte er den dreien an der Quelle seine Kehrseite zu und fragte, ob man den Riß in seiner Gose sähe?

„s is net gar so gefährlich,“ meinte der gutmütige Alois. „Wann's die Hand davor halten, sacht mer nix.“

„Ich kann doch nicht immer die Hand davor halten. — Ist es wirklich sehr schlimm?“ wandte er sich an Grabaus.

„Mein Vieber, kein Rosengarten ohne Dornen. Ich würde es als Ehrenzeichen ansehen. — Uebrigens ist die Unterhose ja noch heil.“

„Aber ich kann mich unmöglich so vor Maggie sehn lassen.“

„Du müht sie schön bitten, daß sie's Dir austopft.“

Diese Bemerkung schien aber Wolf sehr übel zu nehmen. Er machte ein böses Gesicht, und nachdem er eine ziemliche Weile ganz verstummt war, trieb er energisch zum Ausbruch.

Während die beiden hinter den passenden Führern über die Wiesenhänge hermarschierten, schob er plötzlich den Arm unter den seines Freundes und sagte:

„Heinrich, Du weißt nicht, wie mir zumut ist.“

„Wieso?“

„Ehrlich gesagt, ich bin noch wahnsinnig verliebt.“

„In Maggie?“

„Ja. — Weiß der Himmel, vielleicht wäre es besser, ich sähe sie nicht wieder! Und wenn ich an ihren Mann denke — an diesen James Raach — überhaupt, was ist das für ein gottverlassener Name — wenn ich mich bloß beherrsche, wenn ich bloß keinen Streit anfangen mit diesem Menschen!“

„Das wirst Du schon nicht tun.“

„Ach, warum habe ich sie nicht geheiratet? Ja, ja, ich

weiß, es wäre Wahnsinn gewesen. Ich weiß alles. Aber glücklich wäre ich geworden."

"Das wärst Du nicht, mein Junge. Auf die Dauer hätte Maggie Dich niemals glücklich gemacht. Denk doch nur! Mit Deiner Schwester entzweit, Karriere, Zukunft, alles aufgegeben. Nein, nein, Maggie ist nicht die Frau, für die man alles opfert. Maggie nicht."

"Nie werde ich Maggie vergessen," erwiderte Wolf. "Ich schwör Dir's. Nie werde ich aufhören sie zu lieben. So reizend, so lieb, so — ach, so ganz Weib und verführerisch kann nie eine andere sein."

"Aber das, was verführt, fesselt nicht fürs Leben. Du wärst schwer enttäuscht worden, wenn Du Liebes bei ihr gesucht hättest."

"Ach, wenn sie oberflächlich und leichtsinnig erschien, so war das nur die Schuld ihrer Umgebung. Wenn einer ehrlich gesucht hätte, das Tiefste hätte er bei ihr gefunden. — Nein, nein — mein Gott, ich sterbe ja nicht an dieser Leidenschaft, aber mein Glück, das weiß ich, habe ich ewig verschert."

"Du Tor!" dachte Grabaus bei sich mit leisem Mitgefühl und Spott. "Bist vierundzwanzig und sprichst von verschertem Glück." Es schien ihm Blasphemie, daß man sein Glück verschmerzen könnte um einer andern willen als um Marie Luise.

Doch dann versiel er in tiefes Staunen. Ging es ihnen beiden nicht wie den armen Narren im Irrenhaus, die auch, jeder von seiner fixen Idee gebannt, dennoch die des andern durchschaute und für das nahm, was sie war? — Vielleicht befand er sich in gleicher Lage wie Wolf: leidenschaftsblindet, für ewig haltend, was nur ein kurzes Fieber war. . . . Doch kaum gedacht, verschlangen tausend empörte Stimmen diesen Frevel. Wie auf goldnen Wolkenthronen schwebte sie, die für ihn die Seele des Lebens war, die Seele seiner Seele, die Beseherin seiner Augen, daß überall, wo er sie sah, Fröhlichkeit und Schönheit entstand, und die Welt leer und tot wurde, wenn sie fern war.

Ueber grüne Wiesen, auf denen blanke, schöne Rinder von besonderer Rasse, mit langgebogenen Hörnern weideten, führte der Weg in prachtvollen Nichtenwald. Dann tauchten mit einem Mal die schmucken Baulichkeiten des Karerseehotels vor ihnen auf.

Anmutig bewegt war das elegante Treiben dieser Karawanerei inmitten der grünen Einöde: das massive Schweizerhaus mit seinen Veranden und Terrassen, dem Wagenpark, den hin und her eilenden Kellnern, der eleganten Gesellschaft, die vor dem Hotel promenierte und sich auf den Tennisplätzen ergöhte.

Plötzlich sagte Wolf, auf eine Dame in weißem, fußfreiem Kostüm und grauen Lederschuhen deutend:

"Das ist Maggie," und dabei zog er sich noch schnell sein Jackett herunter.

Ehe die beiden Frau Laaf erreicht hatten, war an diese der Portier herangetreten, indem er ehrerbietig seine Mütze in der Hand hielt. Maggie schien sehr erregt, nach ihren Gesten zu urteilen.

Einen Augenblick zauderten die Freunde, als aber die Unterhaltung sich in die Länge zog und sie Ausdrücke wie: "Unerhört! — Noch heute die Rechnung! — Bin das nicht gewöhnt," vernahmen, trat Grabaus entschlossen heran und sagte den Gut ziehend:

"Guten Morgen, gnädige Frau!"

Eine reizende, des Theaters würdige Erkennungsszene spielte sich nun ab. Erschrocken trat Frau Laaf zurück, legte abwehrend die Hände auf ihre Brust, doch dann dämmerte ein Erkennen in ihr auf, und plötzlich wie hellster Sonnenschein strahlte die freundige Gewißheit aus ihrem schönen Gesicht:

"Sie sind's! Herr Doktor Grabaus! — Herr von Hellen — meine lieben, lieben Freunde. — Ja, wie kommen Sie nur hierher?? Ach, ist das eine Ueberraschung!"

Kindlich vergnügt klatschte sie in die Hände.

"Ist das ein glückliches Zusammentreffen! Erzählen Sie! Erzählen Sie! Nein, daß Sie plötzlich hier auftauchten! Etwas Schöneres könnte ich mir wirklich nicht denken. Nun bin ich auch mit unserem Mißgeschick ausgehört. Denn was uns passiert ist. — Denken Sie nur!"

Sie zog die beiden mit zu einem Tisch und, kaum Atem holend in der Hast ihres Sprechens, begann sie mit einer Wichtigkeit, die erschütternde Dinge erwarten ließ:

"Stellen — Sie — sich — also — vor, — mein Mann und ich wollen hier für einige Zeit Aufenthalt nehmen. —

Man hat uns Wunderdinge von diesem Hotel erzählt — ein erstklassiges Haus mit allem Komfort ausgestattet. Nun schließlich darüber kann man sich ja auch nicht beklagen. In den Bergen verzichtet man ebenso auf mancherlei, woran man sonst gewöhnt ist. Aber was man uns zugemutet hat! — Wo von Bozen aus hatten wir depeßiert! — Mit Rückantwort natürlich — ob passende Räumlichkeiten frei wären, zwei Schlafzimmer und ein Salon? Wir bekommen die Nachricht, alles wäre bereit. — Also wir langen hier an. Welche Nachricht empfängt uns?? — Die Räume sind nicht frei geworden. Die Gäste sind krankheits halber geblieben. Das ganze Hotel besetzt. Nur noch ein kleines Zimmer zu haben! Und nun denken Sie — denken Sie!!" — und dabei nahm ihr Gesicht einen so wahren Ausdruck des Entsetzens an, daß die beiden unwillkürlich etwas Furchtbares erwarteten — "denken Sie, — seit drei Nächten muß ich mit meinem Mann in einem Zimmer schlafen."

Diese Worte wirkten so komisch, daß Wolf der geliebten Frau einfach ins Gesicht lachte und naiv sagte:

"Aber das schadet doch nichts!"

"O, wenn man verheiratet ist, ist es geradezu fürchterlich! Mein Mann leidet noch mehr darunter als ich. Er ist durch und durch Nesthet. Alte Rasse, müssen Sie wissen. Und so verwöhnt! So verwöhnt!"

"Was ist denn sein Papa?" fragte Wolf.

"Schiffreederei in Hamburg. Horrend reich, natürlich. — Aber das ist nicht das einzige Unglück. Denken Sie nur, wie wir hier ankommen, stellt sich heraus, daß der Esel von Kutsher meine sämtlichen Säirme verloren hat. Nicht einen einzigen Sonnenschirm besitzt ich. Natürlich muß ich auf alle Spaziergänge verzichten."

"Ja, poktausend, warum denn?"

"Soll ich mich etwa von der Sonne schwarz brennen lassen? Meine Haut ist ja so zart. Sehn Sie nur an, wie meine Hände schon gebräunt sind."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Jubilar.

Von Stefan Grohmann.

Das Kontor des Buchhalters war heute mit Blumen geschmückt. Wo sonst eine dicke Lage Löschpapier auf dem Schreibtisch lag, da war heute eine blühweise Serviette ausgebreitet, in deren Mitte eine großmächtige Lorde stand, auf der — zwischen einem süßen Kranz von eingemachten Früchten — mit weißem Zucker die Worte aufgetragen waren:

Unserem lieben Buchhalter
Leopold Raden
zur Feier seines 40. Amtsjahres!

Auf dem Tisch, wo gestern das Kopierbuch gelgen, stand heute ein großer Korb, voll mit roten und grünen Papierschnitzeln, aus denen sechs hohe Flaschentöpfe hervorlugten. Die Tür war mit Lammeneisig geschmückt. Auch über die Geschäftsbücher, die auf den Stehpulten lagerten, waren weiße Tücher gebreitet; hier wurden die Geschenke aufgestellt: Zigarrenkisten, eine Schachtel mit einer verheißungsvollen Lederbrieftasche, ein Stoa mit schwerem Silbergriff, und, weiß der Teufel, was noch.

Herr Raden saß einigermaßen ermüdet in seinem breiten Schreibtischsessel. Nun, er war gerade kein Freund der feierlichen Ansprachen. Es kam ihm ziemlich kurios vor, daß da plötzlich das gesamte Personal, Kontoristen, Magazinleute, Diener, alles in allem vierundneunzig Personen, mit dem Chef an der Spitze, um ihn herumstanden, ihn angafften und in ihn hineinredeten. . . . "Was stehen Sie denn da herum?" hätte er den jungen Angestellten am liebsten wie sonst zugerufen: "Jetzt ist Geschäftszeit!" Oder: "Hier ist kein Salon zum Plaudern!" Uebrigens hat das auch an Werttagen die jungen Leute am Weiterplaudern nicht gehindert, sie wußten, daß alle diese Mahnungen nur zur Einlullung des eigenen Gewissens gesprochen wurden. Am Ende stand der alte Buchhalter gewöhnlich bei ihnen und tratschte mit . . .

Der Chef selbst stand an der Spitze der vierundneunzig Leute vor ihm. Und er mußte als der einzige sitzen, er mußte als der einzige stillhalten, die anderen durften von Zeit zu Zeit "Bravo!" oder "Ho!" rufen, er mußte wortlos in dem breiten Schreibtischsessel sitzen bleiben und warten, bis die Reden abgelaufen waren. Der Schweiß rann ihm hinunter, als der Chef immer wieder von seiner unermüdlichen Arbeitskraft, seiner absoluten Verlässlichkeit, von diesem Muster redlicher Pflichterfüllung sprach. "Dieser Mann," rief der Chef mit Pathos, "hat ein Leben redlicher, harter Arbeit hinter sich! Was er besitzt, seine Stellung . . . seinen guten Namen . . . seine allgemeine Beliebtheit . . . er hat es seiner Arbeit, nur seiner Arbeit zu verdanken!" Ganz verlegen saß der alte Buch-

halter da und sah vor Verlegenheit bloß immer auf seine alten, übereinandergelegten, faltenreichen Hände . . .

Kaum hatte der Chef geendigt, so begann der Prokurist „im Namen der Kollegen“, hüpfend, räuspemd, stedenbleibend. Nur „einige aus dem Herzen kommende Worte“ wollte er sagen, aber sie nahmen kein Ende, weil er sie schlecht auswendig gelernt hatte. Dann sprach noch ein Praktikant, der sich einbildete, Talent fürs Theater zu haben, ein Gedicht „im Namen der Jugend“. Da hätte Raden nun zwar lächeln dürfen, aber der Jüngling deklamirte so leidenschaftlich, daß er ihn nicht stören wollte. Dann kam die Geschenkbefichtigung. Zu jedem Päckchen mußte er „Ah! Das ist aber hübsch!“ sagen, denn er wollte niemand tranken. Am Schluß kam das Handeschütteln. Jeder von den vierundneunzig Leuten mußte ihm noch etwas besonders Herzliches oder Lustiges sagen, und er konnte nicht abbrechen, denn am Schluß kamen die kleinen Schreiber, die Diener und die Hausknechte, und gerade mit denen war er während der vierzig Jahre immer auf bestem Fuß gestanden.

Endlich, endlich konnte er das Fenster öffnen und frische Luft hereinlassen, nachdem die „Gratulationshorde“, wie er sagte, zu ihren Schreibtischen und sonstigen Arbeitsplätzen zurückgekehrt war. Nur der alte Kamerad, der Prokurist, war bei ihm zurückgeblieben.

„Mir brummt der Schädel ein wenig!“ sagte Raden erschöpft, „ich vermag es nicht, daß vierundneunzig Leute fortwährend auf mich sehen!“

„Neopold! antwortete der Prokurist, da gibt es nur ein Gegenmittel. Wir kosten den Wein.“

Während der andere die erste Flasche entorkte, wehrte sich der Buchhalter:

„Nein, ich kann nicht arbeiten, wenn ich vormittag einen Wein trinke.“

„Es ist Klosterneuburger Stifftweine,“ erklärte der Prokurist, ohne sich stören zu lassen, und schenkte die Gläser voll. „Schau, wie hell, goldhell!“

„Nein, wirklich, ich kann nicht mehr arbeiten . . .“

„Aber Raden, Freund, Jubilar, was fällt Dir ein, Du wirst doch heute nicht arbeiten . . . Profit!“

Sie tranken mit gutem Zug, der Prokurist schmalzte noch mit der Zunge, wog einen Probereif auf der Zunge, prüfend, ehe er mit Behagen sagte: „Delikat!“

Herr Raden schnitt noch immer ein langweiliges Gesicht. Das verdroß den Prokuristen.

„Ich kann nichts dafür,“ sagte der Buchhalter mißmutig, „aber ich habe Kopfschmerzen.“

„O, da hilft nur eines. Noch ein Glasert und sie sind weg.“ Der Prokurist schenkte die leeren Gläser schon wieder ein. „Mir zulieb, Raden! Sollst leben!“

Sie tranken ein zweites Glas. Herr Raden bekam rote Waden. „Die Waden waren ja sehr schön,“ sagte der Buchhalter, „aber es ist doch genant. Der Chef redet schön, das ist wahr.“

„Großartiges Aroma!“ Der Prokurist sprach vom Wein. „Und dann der im Namen der Jugend! Wie er schrielt! Aber er hat entscheidend deklamatorisches Talent!“

Der stammt noch aus den Fünfzigerjahren. 1856 er! Wichtig!“

„Und Deine Rede war wirklich liebl! Also Profit, alter Freund!“ Sie tranken. Jetzt bekam auch der Prokurist rote Waden.

„Ah, Du sprichst noch von den Waden!“ antwortete der Prokurist gedehnt, den Weingeschmack am Gaumen nachgenießend. „Ja, meine Rede war mir schrecklich sad. Was soll man denn sagen? Ungeheim ist es ja doch nur, wenn man so gemüthlich beisammen sitzt.“

„Wißt Du ein Stück Lortie?“ Der Buchhalter erinnerte sich jetzt an seine Wirtspflichten, die er in seinem Bureau hatte.

„Ja, warum nicht?“

Raden ging zum Pulte, wo sonst das Kopierbuch lag, und beugte sich, mit dem Messer in der Hand, über die Lortie. Ehe er noch anschnitt, wich er wieder zurück. „Na, lassen wir die Lortie lieber! Ich würde die Aufschrift zerstören.“

Sie lachten und tranken.

„Ja, meine Rede! . . .“ „Bin ich froh, daß ich jetzt zehn Jahre Ruhe habe. So was ist schwer zu lernen . . . Der Chef ist das freilich gewöhnt. Wenn er mit seiner Großartigkeit „Guten Morgen, meine Herren!“ sagt, ist das schon eine halbe Rede!“

Der Buchhalter machte jetzt ein ziemlich fideles Gesicht. Kein Gedanke an die Arbeit mehr! „Seine Reden sind aber auch nur Wasser,“ sagte er lächelnd. Das Lächeln blieb auf dem geröteten Gesicht des alten Herrn.

„Nun?“ fragte der Prokurist, der mehr zum Tieffinn neigte.

„Ein kleines Gläschen noch!“ bat der Buchhalter, „und dann werde ich Dir etwas sagen, Du wirst spiken!“ . . .

Der Prokurist schenkte ein, sie tranken.

Das Gesicht des rotbadigen, weißhaarigen Buchhalters wurde noch lustiger.

„Weißt Du, was ich mir gedacht habe, wie der Chef so fortwährend von behäufeter Treue und erprobter Redlichkeit und allen meinen Tugenden redete? Soll ich Dir's sagen? . . . Ganz entre nous. Ich möchte so gern einmal . . . etwas schnipfen.“

dem, was die Leute sagen würden, und vor meinen Gewissensbissen! Aber das ist eigentlich mein geheimer Wunsch während der vierzig Jahre gewesen: Wenn ich nur die Courage zu einer kleinen Dieberei aufbrächte.“

Herr Raden lachte froh, er freute sich, daß er jetzt wenigstens den Mut zu diesem Geständnis aufgebracht hatte! Aber der Prokurist betrachtete ihn mit beklagenden Blicken. Erst die Aufforderung, noch ein Gläschen zu sich zu nehmen, weckte ihn aus trüben Seelenforschungen.

„Du verstehst das nicht,“ schwagte der rotbadige alte Herr, dessen Augen jetzt auch zu glänzen anfangen, „und es wäre mir nicht eingefallen, wenn mich der Chef nicht darauf gebracht hätte. Meine Beliebtheit habe ich mir mit saurer Arbeit verdient! Wie viele Jahre zahle ich für diese Lortie? . . .“

„Ichrie er jetzt, zortrot im Gesicht. Im nächsten Moment aber kam schon wieder ein kleines, besänftigendes Lächeln über sein Gesicht. „So eine leichte, kleine Dieberei ist doch was viel vornehmeres! Nicht? Man muß keine schwere Lastfuhr Arbeit jahrelang vor sich her treiben. Ein kleiner, leichter, eleganter Griff und . . .“

„Raden!“ rief der andere bestürzt und erhob sich, „vergib nicht, daß ich zwar Dein Freund, aber der Prokurist des Hauses bin!“

Doch der Buchhalter, der ganz gemüthlich gelaunt war, puffte den Prokuristen bloß gemüthlich in die Seite: „Bleib“ doch sitzen . . . Wir plaudern ja nur so . . . Jetzt bin ich endlich ein bißchen in Zesflaune, da wirst Du tragisch!“

„Ich will Deine Worte der gehobenen Jubiläumstimmung zuschreiben,“ sagte der Prokurist fast mit dem großartigen Tonsalle des Chefs. Nachdem er noch ein Gläschen getrunken hatte, versank er in wortlos tiefsinniges Schweigen . . .

Kleines feuilleton.

e. s. Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum. Adolf Schrödter ist am 28. Juni 1806 geboren, zu seiner Erinnerung veranstaltet das Museum im Lichthof eine Ausstellung seiner ornamental- und dekorativen Zeichnungen. Schrödter stammt aus Schwedt a. Oder. Sein Vater war Kupferstecher und betätigte sich in allerlei einfachen Arbeiten seines Faches, in der Herstellung von Giletten u. dergl. Schrödter lernte in Berlin. Neben dem Handwerk machte er sich mit der Kunst bekannt. Er besuchte die Akademie, verkehrte mit Schadow und einer Reihe anderer Berliner Künstler von Ruf. Als Schadow nach Düsseldorf berufen wurde, folgte ihm Schrödter nach einigen Jahren. Er wandte sich dort zuerst mehr der Malerei zu und sein märlisches Temperament zeigte sich darin, daß er die rührsam-romantische Note der dortigen Gesichtsmaler ins Verb-Naturalistische parodierte, Wirtshauszuzen vom Rhein lech hinstellte. Der Kupferstichkunst wandte er sich im Jahre 1838 wieder zu. Im Verein mit mehreren anderen Künstlern arbeitete er an den Liedern eines Malers“ mit. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er in der dort tagenden Rationalerammlung Stoff zu zeichnerischen Exkursen suchte, wurde er 1850 nach Karlsruhe an die dortige Hochschule berufen, wo er 1875 starb.

Im Schrödters Bedeutung recht zu verstehen, muß man einige Zeit zurückgehen. Wer aber einen offenen Sinn für jede künstlerische Erscheinung, gleichviel welcher Richtung und Mode sie huldigen, behalten hat, braucht das nicht. Denn die ausgestellten Zeichnungen haben trotz ihrer, oberflächlicher Betrachtung als almodisch erscheinenden Fassung, soviel Leben und Natürllichkeit, offenbaren sofort den innigen Zusammenhang mit des Künstlers Charakter und Temperament, daß keine historische Erinnerung notwendig ist.

Der Fülle des ornamental-dekorativen Reichthums, den Schrödter als Künstler von der Vergangenheit überkam, fügte er als selbständig ihm gehörenden Teil die Gründlichkeit der Behandlung im Zeichnerischen und Farbigen, dabei eine graziose Leichtigkeit in der Komposition und eine satirische geistreiche Auffassung, die immer lachend über den Dingen stand, bei. Er ist so romantisch und weich wie Schwindt; er träumt wie Ludwig Richter. Aber neben diesen süddeutschen Gaben steht seine norddeutsch-kritische Betrachtung, die ihn befähigt, den Stoff straff zu komponieren, die Fülle zu bändigen. Er verlor sich nicht, wie manche seiner Mitstrebenben, wie es im Wesen der Romantik lag, in das Dicht der eigenen, übertriebenen Empfindungen. Ein gesundes Gegengewicht in seiner Natur bewahrte ihn vor süßlicher Empfinderei, die uns oft die romantische Literatur und Kunst ungenießbar macht. Er mischt in die Zartheit und Sanftheit eine Menzelsche Dosis, und diese Mischung, die in seinem Wesen begründet lag, kommt der Kunst zugute. Er übernimmt die geschlungene Arabeske als Buchschmud, die als Biered ein Gedicht, einen prosaischen Text umrahmt. Eine Fülle von Pflanzenmotiven streut er aus. Gestalten wachsen schalkhaft lachend aus den Gewinden hervor. Mit sicherem, dekorativem Gefühl hütet er sich jedoch davor, ein Bild geben zu wollen. Er vertieft den Hintergrund nicht. Er gibt keine Perspektive. Seine Figuren behandelt er wie seine Blumen. Alles erscheint nur wie eine lustige, graziose Phantastie. Und in manchem erscheint er, was Fülle der Erfindung, Leichtigkeit der Behandlung anlangt, als Vorläufer von Menzels Buchschmud.

Der prädelnde, leichte Geist des Weines spricht aus seinen schön erkundenen Motiven. Manchmal deutet er selbst darauf hin, er verwendet Gruppen leicht schwankender Gestalten als Ornament und Verzierung. Der Düsseldorfer Aufenthalt prägte diese Neigung wohl in

ihm aus, die durch die ganze romantische Richtung in ihn gelegt war. All die Romantiker, E. Th. A. Hoffmann, Schwindt, Zimmermann, Tied, Brentano liebten den guten Tropfen, und aus den Liedern der romantischen Zeit tönt immer wieder das Lob des Weins.

Das Verbe und das Launige, das Sinnige und das Kräftige ist gleichermaßen zu guten Teilen in seinem künstlerischen Charakter vermischt. Auch zeichnerisch und koloristisch ist eine Harmonie in ihm. Er will nicht mehr als er leisten kann und immerhalb dieser Grenzen ist er ein ganzer Künstler. Er zwingt nichts mit Absicht herbei. Es strömt bei ihm alles aus innerem Reichtum. Daher diese Fülle, daher diese Leichtigkeit, daher diese Beherrschung, dieses Lachen, diese sorglose Fröhlichkeit. Er hat oft eine Grazie, wie man sie selten in Deutschland findet, eine heineische Leichtigkeit und Ueberlegenheit. Wie er zu komponieren versteht, so natürlich, intim und leicht, das ist über dem zeitlichen Wert erhaben. So führt er nicht nur durch das Aeußerliche seiner Kunst in eine vergangene Zeitperiode, sondern er liefert bleibende Beiträge zur dekorativen Kunst, die mehr als nationalen Wert haben, die deutsch sind innerem Wesen nach und darum auch für das Ausland als charakteristische Proben von Wert sind. Man betrachte eingehend diese Umrahmungen, diese zeichnerischen Entwürfe, diese Berliner Volkszenen nach der Natur gezeichnet, die Studienblätter nach Kinderakten, die Folge „Gosstaat des Weines“ mit der Fülle intim beobachteter Szenen, die in einem Zuge groß gestaltet sind, die Porträts, die sachlich und lebenswürdig sind, die ausgelassenen Illustrationen zu Eulenspiegel, die ausgezeichnet freien Pflanzenstudien, die in der Art der Auffassung noch jetzt wertvoll sind, und man wird erstaunen über den Reichtum dieses lebenswürdigen Künstlers. —

hr. Milchstudien. Den zahlreichen Milchstudien, welche unablässig in den chemischen und bakteriologischen Laboratorien vorgenommen werden, liegen im wesentlichen zwei Absichten zugrunde: sie wollen auf der einen Seite die Kuhmilch der Frauenmilch tunlichst ähnlich machen, andererseits die künstliche Nahrung nach Möglichkeit keimfrei herstellen, also sterilisieren. Frauenmilch hat bekanntlich eine andere chemische Zusammensetzung wie Kuhmilch, sie ist reicher an Eiweiß und Salzen, dagegen ärmer an Zucker. Man verbündet daher die Kuhmilch durch Zusatz von Wasser, um den Prozentfuß des Eiweißes auf den der Frauenmilch zu bringen, dadurch wird sie jedoch zucker- und fettärmer. Während man den Zucker aber leicht ersetzen kann, ist dies nicht so leicht mit dem Fette der Fall, und das mit einer fettarmen Milch genährte Kind leidet in seiner Entwicklung Einbuße.

Nicht weniger Schwierigkeiten wie die Zusammensetzung, bereitet auch die Keimfreimachung der Milch. Gegen das Verfahren der Sterilisierung, die lange Zeit als das Allheilmittel gegolten hat, werden neuerdings schwere Vorwürfe erhoben, sie soll die Verdaulichkeit der Milch schädigen und die bakteriziden Stoffe töten, die in der Milch enthalten sind. Die Barlowische Krankheit, Blutarthrit und Englische Krankheit werden daher auf diese Milch zurückgeführt. Andererseits werden aber auch gute Erfolge selbst bei Massenernährung der Kinder mit dieser Milch publiziert. Nach einem der „Mediz. Akademie“ zu Paris vorgelegtem Bericht über die Kinderernährung mit sterilisierter Milch in Rouen in den letzten 4 Jahren beobachtete man bei den Säuglingen nur 13 Proz. Mortalität und nur 7 Proz. Todesfälle an Darmatarrh. Die Milch wurde bei 102 Grad im Brütosen 45 Minuten lang sterilisiert. Weniger ungünstig wird die chemische Zusammensetzung der Milch durch das Pasteurisieren, d. h. durch die Erwärmen auf 70—80 Grad beeinflusst. Was die Rolle als Konservierungsmittel der Milch anlangt, so verhindert die Tiefstföhlung zwar die Entwicklung der Bakterien, tötet sie aber nicht ab. Am einfachsten wäre die Sterilisierung der Milch auf chemischen Wege zu bewerkstelligen, aber auch hier ist man noch auf der Suche nach dem sicher wirkenden und unschädlichen Zusatzmittel. Das von Behring empfohlene Formalin scheint dies jedenfalls nicht zu sein. Denn die neueren Untersuchungen von Dr. Schaps in Dresden ergaben zwar eine schädigende Wirkung des Formalins auf Milchbakterien und Eitererreger, nicht aber auf Tuberkelbazillen, so bei einem mit Formalinmilch ernährten Säuglinge wurden tuberkulöse Darmgeschwüre vorgefunden. Dr. Schaps warnt daher vor dem Gebrauch der Formalinmilch. Besser brauchbar zur Milchkonservierung ist das jüngst von Dr. Baumann im hygienischen Institut in Halle geprüfte Wasserstoffsuperoxyd. Es ist unschädlich und wird von der Milch sofort zerseht. Bei Zusatz desselben ergab sich eine Abnahme der Keimzahl und Verzögerung der Gerinnung, auch leidet der Geschmack der Milch nicht. Es muß aber sofort nach dem Melken der Milch zugefügt werden, ehe eine Vermehrung der Keime stattgefunden hat. —

Geographisches.

— Die Flora der Kleinen Inseln im Süden von Neuseeland — Auckland, Campbell, Antipoden, Bounty usw. — gibt zu interessanten Fragen Veranlassung im Hinblick auf die Art der Pflanzenverteilung über den südlichen Teil der Südhälfte. Diese Inseln, die viel floristische Verwandtschaft mit Neuseeland zeigen, haben mit den übrigen kleinen Inseln, die in jenen Breiten zingartig die Erde umgeben, das eine gemeinsam, daß sie das feuerländische Element aufweisen. Unsere bisherige Kenntnis von der Flora der oben erwähnten Inseln ist kürzlich durch die Forschungen

Dr. D. Codrington erweitert worden, der 1903 die meisten von ihnen an Bord eines der Fahrzeuge besucht hat, die von der neuseeländischen Regierung in gewissen Zwischenräumen auf die Suche nach etwaigen Schiffbrüchigen geschickt werden. Dieser Besuch fand im Winter statt. Die Ergebnisse hat Codrington im 38. Bande, 1904, der „Transactions and Proceedings of the New Zealand Institute“ (Wellington) mitgeteilt. Der allgemeine Klimacharakter aller Inseln wird durch wolfigen Himmel, häufige Regenschauer und milde Wintertemperatur gekennzeichnet, aber durch einen kühlen Sommer, der mit heftigen Stürmen und Böen mit Hagel oder Graupeln endigt, deren Einwirkung die Baumvegetation deutlich zeigt. Eine der bemerkenswertesten Bildungen ist der „Natawald“ auf der Aucklandgruppe, wo *Metrosideros lucida* der vorherrschende Baum ist. Er bildet einen Gürtel von oft großer Ueppigkeit um einen großen Teil der Küsten. Seiner Feuchtigkeit und Gleichmäßigkeit wegen wäre das Klima ideal für einen Regenwald, aber dem widerstreben die niedrige Sommertemperatur und die heftigen Winde. Letztere haben die Bäume zur Bildung eines abgeplatteten Laubdaches mit üppigem Wachstum der Äste nach den Seiten geführt, und unter diesem Schirm können die hygrophytischen Faktoren ihren vollen Einfluß entwickeln, wie die Masse zarter Farne, Leberkrauts usw. zeigt. Einen zweiten Waldtypus bildet die *Olearia lyallii*, die nur lokal vorkommt, aber sehr üppig wächst, so daß man sich nach dem Grunde fragt, warum sie nicht den dominierenden Wald der südlichen Inseln bildet. Wahrscheinlich ist infolge einer sehr geringen Aenderung der Lebensbedingungen eine ältere Formation durch eine neuere verdrängt worden. Die Einwirkung eingeführter Tiere auf die Flora läßt sich namentlich auf der Campbellinsel beobachten, wo jetzt Schafzucht besteht. Im ganzen setzt sich die Flora aus folgenden Elementen zusammen: Von den blühenden Pflanzen sind 39 Proz. einheimisch, 18,8 Proz. feuerländisch (mit Einschluß von 5 Proz., die nicht bis nach Neuseeland reichen) und 42 Proz. neuseeländisch. Von den bis nach Neuseeland reichenden Pflanzen sind fast die Hälfte Bergpflanzen, der Rest schlecht Pflanzen eines Waldes ein, der zur subalpinen Region aufsteigt oder unter mehr oder weniger alpinen Verhältnissen wächst. Die Anwesenheit des feuerländischen Elements ist nach Codrington Meinung eher durch das frühere Vorkommen von Landverbindungen zu erklären als durch die Tätigkeit von Winden, Strömungen und Vögeln, und das erbege sich aus dem Vorkommen des „Natawaldes“, einer bestimmten Pflanzenformation, wie man sie vielfach auf der Südinself Neuseelands findet. —

(„Osobus“.)

Humoristisches.

— Poesie und Prosa. „Ach, das muß doch reizend sein, so wie Sie hinauszufliegen, die Nege auszuwerfen und die Wunder des Meeres herauszufischen! Haben Sie denn auch schon einmal Nixen gesehen?“

„D ja, Frölen, id heww schonst tau osten Malen nixen seh'n!“ — (Jugend.)

— Wie man's liest. In einem schwäbischen Dorfe im Ulmer Winkel bestand lange Zeit eine wohlthätige Stiftung. Der Schulze durfte Tag für Tag einen Weden (Semmel) verrechnen, ob er ihn in den Kaffee tunkte oder auch gar nicht, dies war in der Urkunde nicht festgesetzt. Da kam es nun einmal vor, daß ein Amtmann die Stiftungsurkunde verlangte. Der Schultheiß brachte das Altesstück, schlug es auf und sagte: „Hier steht es!“ und er las, über seine Hornbrille hervorschauend, vor: „Zweihundert Gulden — jährlicher Zins — zu verwenden zu Schulzwecken.“ Der Amtmann schaute, lachte und sagte: „Zu Schulzwecken, Herr Schultheiß, zu Schulzwecken, d. h. zur Hebung und Förderung des Volksunterrichts.“ Der Schultheiß aber blieb ganz kühl und erwiderte: „Es kommt ja nur darauf an, wie man's liest.“ —

Notizen.

o. Das zu Ende gehende Theaterjahr in London ist eines der schlechtesten seit 25 Jahren gewesen: Seit dem September sind keine Stücke zur Aufführung gebracht worden, die wirklich etwas eingebracht hätten. —

— Die neuerbaute *Comische Oper* wird mit „Gossmanns Erzählungen“ eröffnet werden. —

— Die *Chorschule* der *Igl. Oper* beginnt den Winterkursus am 1. September. Aufnahmeprüfungen finden am 20. und 27. August, nachmittags 3—5 Uhr, im Opernhause, Eingang Unter den Linden, statt. Anmeldungen sind schriftlich beim Igl. Musikdirektor W. Wegener, Taubensir. 35, oder beim Igl. Chordirigenten G. Müdel, Pfalzburgerstr. 82, anzubringen. —

— Eine *Deutsche Jahrhundert-Ausstellung* wird vom 1. Januar bis zum 1. Mai nächsten Jahres in der Nationalgalerie zu sehen sein. Sie wird deutsche Werke der Malerei, Zeichnung und Kleinplastik umfassen, die zwischen 1775 und 1875 entstanden und geeignet sind, den künstlerischen Geist dieser Epoche in neues Licht zu rücken. —

— Der Münchener Maler *Christian Landenberger* ist als Lehrer an die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart berufen worden. —

— Die großen *Dampfer* des Norddeutschen Lloyd verbrauchen an einem Tage 500—750 Tonnen Kohlen. —